1. Jahrgang. No. 5.

Rheinische Geschichtsblätter.

Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Altertümer des Mittel- und Niederrheins.

Motto: „Mein Herz ist am Rhein."

Bonn, 1. Sept. 1894. Jährlich 12 Nummern 4 Mk. [eine Nummer 50 Pfg.]

Inhaltsangabe: 1) Blumschein, die Kölner Mundart. 2) Jost, Weiherkloster 3) Koenen, Erste Spur des Menschen im Rheinl. 4) Bücherkunde: Scheins, Urkundl Beiträge zur Geschichte d. St. Münstereifel u. ihrer Umgeb. 1. Bd. 5) Kleine Mitteilungen Zur Erklärung rheinischer Ortsnamen.

Geschichte und Volkskunde (Sprache).

Ueber die Kölner Mundart.

(Vortrag, gehalten in der Sitzung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Köln 16. Mai 1894).

Von **Dr. Gustav Blumschein.**

Wenn der Verein für niederdeutsche Sprachforschung für die diesjährige Hauptversammlung gemeinsam mit dem Hansischen Geschichtsverein die alte heilige Stadt Köln als Ort der Tagsatzungen auserkoren hat, so dürfte es wohl angezeigt sein, in die Reihe der Vorträge eine Erörterung der hiesigen Mundart, wie sie gesprochen wird und wurde, eintreten zu lassen, ist doch diese in mehr als einer Hinsicht einer näheren Bekanntschaft wert.

Die Mundart unserer Stadt darf in älterer wie neuerer Zeit als die Hauptvertreterin der als mittelfränkisch, von andern als nordrheinfränkisch bezeichneten Sprache gelten, deren hier nicht näher zu bezeichnende nördliche und südliche Grenzen nördlich von Düsseldorf und nördlich von Koblenz verlaufen. Das Kölnische gehört also zu den Uebergangsmundarten und steht vermittelnd zwischen Hochdeutschem und Niederdeutschem.

Das wird vorzugsweise durch den Konsonantenbestand klar, auf den ich mit Rücksicht darauf, dass bei der Abgrenzung der

einzelnen fränkischen Gebiete eben dieser in erster Linie mas gebend ist, Ihre gütige Aufmerksamkeit zunächst richten möcht Die Kehllaute stehen in unserer Mundart vollkommen auf hoc deutscher Stufe, nur lässt sich in söke (suchen), neben dem abl auch die hochdeutsche Form einhergeht, ein unverschobenes vernehmen.

Was die Zahnlaute betrifft, so wird der weiche Zahnlau ähnlich wie dies z. B. im Thüringischen geschieht, unter Ve kürzung des Stammvokals verdoppelt, z. B. Rädder für Räde Der harte Laut *t*, soweit er einem gotischen weichen Laut en spricht, wird im Anlaut und Inlaut erweicht: dag, deil, wedde Sonst ist, wie im Hochdeutschen, *t* im Anlaut und Auslaut z *z* (Zahn, Zunge, Holz, Münz), im Inlaut einfach zu tönendem verdoppelt zu *tz* verschoben (lassen, wissen, setzen). Nicht ei getreten ist die Verschiebung in dat, wat, et; auch hört ma noch neben den verschobenen hochdeutschen Formen: dit, alle leet und loot (liess, lass), sowie Schnute und Schötel (Schüssel Dem hochdeutschen ‚das große Faß‘ und dem niederdeutsche ‚dat jrote fat‘ würde also ein Kölnisches ‚dat jroße faß‘ entspreche

Mehr dem Niederdeutschen nähern sich die Lippenlaute. Ur verschoben ist stets das anlautende *p:* Pund, Pääd, plöcke. Ve schoben ist es im Inlaut nach einem Vokal (schlofe), unverschobe in Uebereinstimmung mit anderen fränkischen Mundarten nac *m*, z. B. Strümpe. Fast vollzogen hat sich auch der Uebergan des älteren *p* zu *f* in der Verbindung mit *r* und *l:* werfe, helfe doch hört man noch zuweilen hölp (Hülfe), schärp (scharf), und au dem Lande wird noch dorp gesprochen. Am Ende des Worte findet sich unverschobenes *p* nur in op (auf) und aap (Affe.). Den weichen Lippenlaute des Hochdeutschen entspricht hingegen in unserer Mundart der weiche Lippenhauchlaut (labiodentale Spirans), also sterve, lief (Leib), joof (gab), half (halb), bedrööft (betrübt) im Inlaute tritt nach einem Vokale unter dessen Kürzung Ver doppelung ein: levve, gevve, ävver (aber).

Noch sei des Wortes looch (Luft) gedacht; es ist meine Wissens mit dem aber nun aus dem Leben geschwundenen hach (Haft) das einzige Wort, das die niederdeutsche Verbindung *ht* für Hochdeutsch *ft* zeigt; ihm sind aus älterer Zeit geschrichte (Schrift) und gestichte (Stift) zur Seite zu stellen. Mit diese Worten dürfte wohl das Notwendige über den Konsonantenbe stand des Kölnischen gesagt sein, der, wie ersichtlich ist, vor

dem der anderen fränkischen Mundarten erheblich abweicht. Eben nach diesem Konsonantenbestande, der doch das wichtigste Unterscheidungsmerkmal ist, das Kölnische ohne Weiteres zu den niederdeutschen Mundarten zu zählen, ist ein hier selbst bei den Gebildeten verbreiteter Irrtum, an dem wohl die missverständliche Auffassung des Wortes Platt die Schuld trägt.

Man muss vielmehr sagen, dass der Anteil, den das Kölnische an der Lautverschiebung genommen hat, es dem Hochdeutschen näher stellt, als dem Niederdeutschen.

Ueber die Vokale und Diphthonge glaube ich bei der Schwierigkeit, ihrer Behandlung in so kurzer Zeit gerecht werden zu können, mich kurz fassen zu dürfen, und dies um so mehr, als in ihrer Aussprache verschiedenfache, leicht hörbare Abweichungen und Abstufungen vorkommen; gründet sich doch hierauf die wohl mit Recht verbreitete Meinung, dass das Kölnische in den einzelnen Stadtvierteln verschieden gesprochen werde; besonders wird dieses vom Eigelstein und dem Severinsviertel behauptet.

Auf der alten Stufe geblieben sind *û:* huus, uus; *iu:* hüser, düwel; lang *î* in lief (Leib), wise (weisen); zuweilen wird dieses verkürzt, wie in schnigge, rigge (schneiden, reiten).

So hat also die grosse Vokalbewegung, die in der Kölnischen Schriftsprache sich nach dem Jahre 1500 fühlbar macht, die Kölnische Volkssprache unberührt gelassen, wie ja auch am Oberrhein sowie in Mundarten Hessens und Thüringens der alte Vokalbestand geblieben ist. Wenn daher auch das Kölnische hierin auf einer Stufe mit dem Niederdeutschen steht, welches durchweg dem alten Vokaltypus treu geblieben ist, so ist also auch hiermit kein Grund gegeben, unsere Mundart dem Niederdeutschen zuzurechnen.

Noch sei hinzugefügt, dass hochdeutschem langen *e* und *ae* ausser vor *r* ein langes *î* entspricht: sile (Seele), mih (mehr), kies (Käse), sie (säen). Für *o* steht oft ein älteres *u*, z. B. vugel.

Im Anschluss an diese Betrachtung des heutigen Bestandes unserer Mundart dürfte wohl auch ein Blick auf ihre Vergangenheit, auf ihre geschichtliche Entwickelung, erlaubt sein. Mögen hierbei die Konsonanten ins Auge gefasst und nur die Abweichungen von ihrem heutigen Zustande hervorgehoben werden.

Da kommt zunächst in Betracht die älteste Kölnische Chronik in deutscher Sprache, die Reimchronik des Gottfried Hagen, entstanden um das Jahr 1280: ‚Dit is dat boech van der stede

Colne‘. Nach neueren Untersuchungen des Dr. Kelleter ist die Chronik, deren Verfasser in verwandtschaftlichem Verhältnis zu den Overstolzen stand, als eine Parteischrift gegen die Weisen anzusehen und zu dem Zwecke deutsch geschrieben, die Sache der Overstolzen beim Volke beliebt zu machen. Durchweg unverschoben ist bei ihm das *p* nach *r* und *l* im Inlaut und Auslaut. Er schreibt: helpen, hulpe, werpen, dorperliche, warp. Bemerkenswert ist die Behandlung des *t*. Es erscheint mit Ausnahme von tuschen (zwischen), toll (Zoll), getollt, tollen stets im Anlaut verschoben. Sonst reimt Hagen auf kürten (kürzen) stürten, sagt kurter wile, kurtlich, satten (setzten), schatten (schätzten), reimt auf stat die Worte gesat, bat (besser), gat (Gasse), schat (Schatz), vat (Fass), braucht aber dabei auch die Formen intsetzen, schatzen, schatz, baß u. a. Ebenso geht port neben porz, heimwert neben heimwertz her. Wir sehen also, wie Hagen in der Behandlung des einfachen *t* nach *r* und des verdoppelten *t* nach einem Vokal schwankt, und zwar geschieht dieses, wie es mir nach der Anzahl der mir vorliegenden Beweisstellen scheint, zu Gunsten des unverschobenen *t*. Dementsprechend müssen also, da die Schreibweise Hagens als ein Abbild der lebenden Sprache gelten muss, in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts in unserer Mundart Formen mit verschobenem und unverschobenem *t* einander durchkreuzt haben, woraus man den Schluss ziehen darf, dass in unserem Sprachgebiet die Verschiebung des *t* erst verhältnismässig spät begonnen hat. Weiter fortgesetzt erscheint der Verschiebungsvorgang in den späteren Quellen wie etwa in der Chronik ‚dat nuwe boich‘, die in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts von demokratischem Parteistandpunkte geschrieben wurde, sowie in den Kölner Jahrbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts: abgesehen von toll, tollen, die sich bis zum 16. Jahrhundert erhalten, und dem bis in die Neuzeit reichenden tuschen zeigt sich die Anzahl der Worte mit unverschobenem *t* auf die Formen satten, gesat, schatten, geschat, verschat zusammengeschmolzen, die allerdings vor satzten, geschätzt u. s. w. bevorzugt werden. Aehnlich liegt die Sache in den Urkunden, die seit 1375 fast ausschliesslich sich des Deutschen bedienen, sowie in den Erzählungen in Kölnischer Sprache aus dem 15. Jahrhundert, von Pfeiffer in Frommanns Zeitschrift ‚Deutsche Mundarten‘ herausgegeben. Selbst die 1499 gedruckte Koelhoffsche Chronik, die ja an der Schwelle der neuen Zeit

steht, kommt über dieses Schwanken nicht hinaus, denn trotzdem ihr Verfasser die alten unverschobenen Formen der Hagenschen Chronik zeitgemäss umgestaltet und z. B. aus kurtlichen kurzlichen, aus stürten stürzen macht, behält er neben den jüngeren doch auch noch die älteren gesat, satten u. s. w. bei. Diese unverschobenen *t* sind dann in der Schriftsprache überhaupt mit der Mundart von dem hereindringenden Hochdeutsch verschlungen worden; wann sie aus der Sprechweise geschwunden sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Dem Hochdeutschen als Opfer gefallen sind die Verbindungen *rp* und *lp*. Von Hagen bis zu Koelhoff, der stets dorp, worp, wurpen, helpen, hülpe, gehulpen schreibt, sind die *p* stets unverändert. Mit der Aufzeichnung der neukölnischen Sprachproben am Ausgange des vorigen Jahrhunderts tritt uns in diesen Verbindungen ausschliesslich das verschobene *f* entgegen: worfen, helfen. Wie aber bereits früher bemerkt, ist ein völliger Abschluss in der Sprache noch nicht erreicht; der Kölner sagt zwar helfen, hülfe, ruft aber in Angst und Gefahr das ältere einsilbige hölp und fordert mit help em und help jet zur Hülfe auf.

So hat sich also, wenn wir einen Blick auf den geschichtlichen Gang unserer Mundart zurückwerfen, das Kölnische von seinem ersten literarischen Auftreten bis zur Gegenwart teils vor den Einwirkungen hochdeutscher Schriftsprache teils unter deren Einfluss im Bestande der Konsonanten dem Hochdeutschen immer mehr genähert und ist, wenn man so sagen darf, immer hochdeutscher geworden. In seiner Geschichte ist keine Thatsache von so grosser Wichtigkeit, als als Aufhören der literarischen Verwendung der Mundart, mit andern Worten die Verdrängung der mundartlichen Schriftsprache durch das Hochdeutsche oder Gemeindeutsch. Darauf hat besonders die Sprache der Ratskanzlei und die der Druckwerke hingewirkt, weniger ausschlaggebend ist die Sprache der erzbischöflichen Kanzlei, die sich am frühesten von der Mundart losgelöst hat. Nach der trefflichen Arbeit von Willy Scheel ‚Jaspar von Gennep und die Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache' liegt die Sache so, dass in den Ratsprotokollen die ersten Spuren hochdeutscher Konsonanten und Diphthonge in der Zeit von 1520 bis 25, in den Briefbüchern etwas früher, in den Schreinsbüchern etwa 20 Jahre später sichtbar werden, dass ferner hochdeutsche Gemeinsprache mit geringen mundartlichen Formen in den Ratsprotokollen 1549, in den Briefbüchern

wiederum früher und in den Schreinsbüchern etwa 20 Jahr später herrschend ist; ein Aufhören aller mundartlichen Formen in den Ratsprotokollen stellt sich allerdings erst nach dem 30jährigen Kriege ein. Auch in den Urkunden lässt sich bis zum Jahre 1543 die allmähliche Verdrängung mundartlicher Formen verfolgen. Insbesondere ist dieser Umschwung durch den hochdeutschen Druck der Streitschriften aus der Zeit von 1542 bis 45, die für und wider den Reformationsversuch des Erzbischofs Hermann von Wied für die Landtagsverhandlungen des Erzstiftes aufgesetzt wurden, beschleunigt worden. Diese, man kann sagen, amtliche Sprache ist nun in bemerkenswerter Weise zur Richtschnur für die Druckersprache geworden, und zwar hat Jaspar von Gennep, der Drucker der Kanzleiakten, dadurch, dass er das Hochdeutsche zur Grundlage auch seiner übrigen Drucke machte, der hochdeutschen Sprache zum entscheidenden Siege verholfen, so dass seit 1545 keine Drucke in Mundart mehr vorkommen. So hat also das durchgreifende Verhalten eines einzelnen hier das Schriftwesen in neue Bahnen gelenkt und so hat der kirchlich-reformatorische Streit, der zugleich für die politische Geschichte des Niederrheins so entscheidend wurde, eine grosse sprachgeschichtliche Bedeutung.

Alle Drucke, in denen sich von da an der Rat an die Bürgerschaft wendet, wie Wachtordnungen, Weinrollen, sind hochdeutsch, wenngleich mundartliche Anklänge nicht fehlen.

Dabei ist ersichtlich, dass bei diesem Anschluss an die neuhochdeutsche Schriftsprache die Sprache der kaiserlichen Kanzlei beziehungsweise der von ihr beeinflussten fürstlichen Kanzleien vorbildlich auf die Kölnischen Kanzleien eingewirkt haben, jedenfalls hat sich der sprachliche Entwickelungsvorgang ohne eine solche Einwirkung Lutherischer Schriften oder der Lutherischen Bibelübersetzung vollzogen, waren doch 1520 Lutherische Schriften hier auf dem Domhofe öffentlich durch Henkershand verbrannt worden, verharrten doch Rat, Geistlichkeit und Universität auf das Bestimmteste bei ihrer feindlichen Haltung gegen die Lutherischen Lehren und boten sie doch alles auf, um den Druck und Verkauf reformfreundlicher Bücher zu verhindern.

Wie aber in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Kölner schrieb, der dem gebildeten Mittelstand angehörte, der die Lateinschule und die Universität durchlaufen hatte und sich der zeit-

gemässen formalen Bildung rühmen durfte, lässt sich an dem Gedenbuche Hermanns von Weinsberg erkennen, das da zeigt, wie ein biederer Kölner bei seinen nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen sich mit angeborner Mundart, die er gewiss wie seine Zeitgenossen rein sprach, und angelernter Schriftsprache auseinander zu setzen sich bemüht. Man darf behaupten, dass er seiner Darstellung Mundartliches beimischt, wie es ihm in die Feder kommt. Das anlautende *p* erscheint bei ihm meist unverschoben, aber er schreibt neben pert auch Pferd, neben porz Pforte, er schreibt ferner werpen und werfen, helfen und helpen. Ganz willkürlich behandelt er den weichen Lippenlaut; er schreibt geerbt und gleich darauf enterft, erbe und erf, treib und zeitverdreif, betroft und betrobten, heubt und heuft, schreib und schreif. Für up hat er stets uff, das *t* erscheint stets verschoben sogar in das, was, es, alles, doch findet sich auch allet.

Gleicherweise schwankt die Behandlung der Vokale und Diphthonge; man findet zeit und zit, zitverdreif, mein, min, bleiben, bliben, luten und leuten, haus und huser. Dabei hält er an manchen älteren Eigentümlichkeiten Kölnischer Schreibweise, besonders an den s. g. nachschlagenden Vokalen, sowie auch an alten Wortformen z. B. suster (Schwester) fest.

Als eine Sprachquelle von bemerkenswerter Eigenart wird daher das Buch Weinsberg nur insofern anzusehen sein, als es die Schreibweise eines reichsstädtischen Bürgers aus der Zeit von etwa 1580 noch immer ziemlich stark mit mundartlichen Elementen durchsetzt zeigt. Diese schwinden immer mehr. Sogar in den Turmbüchern, die die Verhöre der zu Turm Gebrachten enthalten, wird seit 1585 ausschliesslich hochdeutsch geschrieben, und die Bittgesuche der Bürger an den Rat wurden ebenfalls von Schreibern hochdeutsch aufgesetzt, so dass die Supplikationsbücher für uns keinerlei sprachliche Belehrungen enthalten.

So fehlt vom Aufhören des Altkölnischen bis zum literarischen Auftauchen des Neukölnischen die Brücke, ein Mangel, der in dem Geiste einer Zeit Erklärung findet, in der, wie überall in unserem Vaterlande, Verständnis und Pflege des Einheimischen und Volksmässigen durch das Vorherrschen des Fremden in Sitte und Bildung unmöglich gemacht wurde. Abgesehen von den mundartlichen Brocken, mit denen der liederlich-geniale Lindenborn († 1750) seine hochdeutsche Rede im ‚Diogenes‘ würzt,

dürfte wohl die erste neukölnische Sprachprobe ein Beglück-wünschungsgedicht eines Zettelträgers aus dem Jahre 178[illegible] sein; ihm schliesst sich ein Spottlied auf den Einzug der Franzosen und ihr Assignatenpapier an, beginnend:

,Veer un nüngzig wohr et johr.'

Abgesehen von den organischen Abweichungen der Laut-lehre, auf die ich bereits Ihre Aufmerksamkeit lenkte, enthält nun das Neukölnische von seinem ersten Auftreten an mancherlei Neues und zum Teil Merkwürdiges, wobei hinzugefügt sei, dass von da bis zur Gegenwart sein Aussehen sich nicht verändert hat.

Da fällt zunächst der Wegfall des *t* am Ende der Worte nach gewissen Konsonanten auf, z. B. Knääch (Knecht), Truus (Trost), Woosch (Wurst), während der Sprachgebrauch sich anderseits in der Einschiebung eines *t* gefällt und aus dem Komparativ mehr mihter, aus höher hühter macht. Recht unglimpflich ergeht es dem *r*. Wird es schon im Allgemeinen vernachlässigt, indem der Kölner nach Art des viel und gern bequem redenden Gross-städters das Zungen-*r* meidet und sich mit einem trägen Gaumen-*r* begnügt, so wird das *r* vor *Zahnlauten, s, n* überhaupt verschluckt, ruft aber eine Dehnung des Vokals hervor: Wood (Wort), Häz (Herz), Nümaat (Neumarkt), Keesch (Kirsche), jään (gern). — Die merkwürdigste Eigentümlichkeit des Neukölnischen, von der sich nicht eine Spur in der älteren Sprache findet, besteht aber darin, dass nach langen Vokalen oder Diphthongen an Stelle des Zahnlautes ein Gaumenlaut tritt, und zwar der weiche ver-doppelte Gaumenlaut in der Mitte, der verhärtete am Ende des Wortes, wobei eine Verkürzung der Stammsilbe eintritt, z. B. schnigge (schneiden), rigge (reiten), lügge (läuten), Bügge[l] (Beutel), hück (heute), Kruck (Kraut), Zick (Zeit), Drückch[en] (Traudchen), Düx (Deutz). Dabei wird aber nach kurzen Vokalen der eigentliche Konsonant beibehalten, so dass das Präteritum von schnigge und rigge: schnedd, redd, geschnedden, geredden lautet. Diese seltsame Lautumstellung findet sich auch teilweise in der Dürener Mundart, nicht aber in der Aachener, jedenfalls dürfte sie ausser-halb unseres Gebietes, ich meine des Nordrheinfränkischen, ihres Gleichen unter den Mundarten nicht haben. Eine befriedigende Erklärung lässt sich schwer geben, auch wenn man das bei Linden-born vorkommende zickt (Zeit) heranzieht. Vielleicht dar[f] die hier wie auch in anderen Landschaften übliche Sprechweise finge, gefunge für finden, gefunden, hungk für Hund, blingk fü[r]

blind als eine Vorstufe für eine solche Lautverstellung angesehen werden; überhaupt ist es eine weitere Eigentümlichkeit unserer Mundart, das auslautende *n* unter Verkürzung des Vokals zu nasalieren: ming (mein), brung (braun), Sching, Rhing.

Neben diesem fehlt es nicht an solchen Erscheinungen, die man Sprechunarten nennen muss, die sich besonders in dem aus Nachlässigkeit und unberechtigter Geringschätzung der Mundart entsprungenen hässlichen Gemisch von Hochdeutsch und Mundart breit machen, einem Gemisch, das hier nur zu beliebt geworden ist und die reine Mundart, die früher in den besten Kreisen gesprochen wurde, nur zu sehr verdrängt hat. Hierher gehört vor allem die immer mehr um sich greifende Aussprache des Gaumenhauchlautes *ch* im Inlaut wie im Auslaut als *sch*, nämlich weisch gleischen, Kirsche für Kirche, misch, Blüscher, Büscher. Bei älteren Leuten findet man diese Aussprache nicht oder selten, bei dem heranwachsenden Geschlecht hat sie sich zu einer Gewohnheit befestigt, die sich auch auf das Hochdeutsche überträgt und nicht auszurotten ist. Firmenich, der verdienstvolle Herausgeber des mundartlichen Sammelwerkes: ‚Germaniens Völkerstimmen,‘ der selbst ein geborner Kölner war, fügt zu den Worten „E kölsch Marische“ die Erklärung hinzu: Marischen werden die Mädchen aus den niederen Volksklassen in Köln genannt, die namentlich mit den Soldaten verkehren, weil diese Mädchen die Eigentümlichkeit haben, *ch* meistens wie *sch* auszusprechen. Aus dieser Bemerkung ergibt sich, dass zur Zeit, als Firmenich dieses schrieb, Anfang der 50er Jahre, die Aussprache des *ch* nach jetziger Art selten, vielleicht nur auf dieses Wort beschränkt war.

So kann man sehen, wie in verhältnismässig kurzer Zeit sich Sprechgewohnheiten einbürgern und das Aussehen einer Mundart verändernd beeinflussen, auch wenn ihre Anfänge in einem geringen, gesellschaftlich niedrig stehenden Kreise zu suchen sind.

Erlauben Sie mir nun noch einiges über den Wortschatz unserer Mundart zu sagen. Dieser ist ein recht umfangreicher. Nach Fritz Hönigs Wörterbuch lässt sich die Zahl der Wörter auf etwa 9000 schätzen, wozu vergleichsweise bemerkt sei, dass die Lutherische Bibelübersetzung noch nicht 6000 verschiedene Worte aufweist. In der That, wer Gedichte oder Erzählungen etwa bei Firmenich liest, muss über die Fülle der Worte, Redewendungen und Sinnsprüche staunen. Unter diesen Kölnischen Worten sind recht viele alte und urwüchsige.

So kommt das Wort klaf, womit der Kölner seine echt Kölnische gemütliche Unterhaltung bezeichnet, bereits im Althochdeutschen für Gerede, Geschwätz vor, und das Wort gequidel, was etwa dasselbe bedeutet, stellt sich auf den ersten Blick als eine Ableitung von dem ahd. mhd. quidan, sprechen dar. Den Begriff: Begierde, Lust, Gefallen drückt der Kölner durch das Wort amelung, auch abelung aus. Hierin ist das altgermanische Wort für Kampf, Kampfbegierde erhalten, das im Geschlecht der Amaler und in den Namen Amalaberga und Amalia vorliegt. Für ächzen, wehklagen ist das im Holländischen noch vorkommende, sonst längst erstorbene kümen, das mit unserem ‚kaum' verwandt ist, gebräuchlich. Umhertummeln, ausgelassenes Spielen der Kinder bezeichnet man als rose und bedient sich dabei des alten Wortsinns von rasen (engl. to race, rennen). Damit in Zusammenhang steht auch der Rosenmontag, der trotz der an Rose angelehnten Aussprache Rusemontag doch mit der Rose nichts zu thun hat; es ist eigentlich der Rasemontag oder der rasende Montag, wie er 1720 genannt wird. Auch fehlt es nicht an Redensarten von recht origineller Herleitung. So sagt man von einem, der unrettbar verloren ist: er ist ripsch. Das Wort kommt von den Anfangsbuchstaben der Grabinschriften ‚requiescat in pace sempiterna' her. Für zimperlich ist das Wort quiselich mit der Nebenbedeutung frömmelnd im Gebrauch. Es gehört zu quisel, alte einzelne Jungfrau; dies ist aus ‚quae est sola' entstanden und bedeutet eigentlich die in einer Einzelzelle wohnende Nonne; der Karnevalswitz hat davon quisilianisch abgeleitet. Eine hagere Person muss sich die spöttische Benennung zimärjensrep gefallen lassen, die von der Walfischrippe hergeleitet ist, die in der Vorhalle der Sanct Marien-(zimärjen-)kirche im Capitol aufbewahrt wird. Dabei hat unsere Mundart eine auffallend grosse Menge Fremdwörter. Französische stehen natürlich oben an, wenngleich ihre Anzahl erheblich geringer ist als zu Anfang des Jahrhunderts. Viele mögen erst zur Franzosenzeit (1794 – 1814) sich eingebürgert haben, manche haben im Volksmunde ein deutsches Aussehen erhalten. z. B. kötte, betteln, vom frz. quêter; betuppe, betrügen, vom frz. duper; kickschoserei, Kleinigkeiten aus quelques choses, in der Aussprache qu' ec chose. Der Name eines Pariser Weinwirtes Ramponneau, der um das Jahr 1760 eine besuchte Weinschenke hielt und zur Entstehung des Wortes ramponer: sich gütlich thun, schlemmen, die Veranlassung gab, tönt in dem Kölnischen

rampenasch, rampenäschche, lustige, fröhliche Gesellschaft fort. — Entsprechend der Lebhaftigkeit und Ausdehnung des Handelsverkehres mit den niederländischen Städten hat natürlich unsere Mundart mancherlei Holländisches aufzuweisen, doch ist wohl in vielen Fällen, wo man an Entlehnung aus dem Holländischen denkt, mehr Gemeinsamkeit des Wortschatzes anzunehmen. Unzweifelhaft holländischer Abstammung ist, um ein Wort herauszugreifen, das Wort morjoon, morjaan, der Moor, mit dem man noch heute, oft unter dem Zusatz jääl einen Menschen mit gelber Hautfarbe bezeichnet. Wie Mohrenköpfe im vorigen und vorvorigen Jahrhundert überall als Hauszeichen für Geschäftshäuser beliebt waren, so gab es auch in Köln 4 solcher im oder zum Morjon benannter Häuser, deren eins, das Eckhaus am Rinkenpfuhl, erhalten ist. Besonders merkwürdig sind mehrere Wörter spanischen Ursprungs. Neben dem bekannten auch in den Schauspielen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig vorkommenden baselemânes, übertrieben höfliches Benehmen, Umschweife, aus beso los manos küsse die Hand, dürfen da Kabass (Strohkorb) span. el cabazo, Kotorf, Kotörfche (kleines Fläschchen) span. el cotofre, sowie ferner habele, sich verbabele, plaudern, span. hablar, sprechen (aus dem lat. fabulari), erwähnt werden. Auch werden hier noch melekatömmelche oder melekatüngche (Pfirsichen, sonst Pesch genannt) auf dem Markte verkauft. Es ist das spanische melacotone. Vielleicht erklären sich diese Worte in dem längeren Aufenthalte spanischer Besatzungstruppen in niederrheinischen Gegenden z. B. in Grefrath und Kerpen, vielleicht sind sie über Holland hier eingeführt worden.

Eine Mundart von solchem Wortreichtum, in ihrem Wesen schalkhaft gemütlich aber auch volksmässig derb und kräftig, von weichem gezogenem Klange, der den Kölner, auch wenn er hochdeutsch spricht, kenntlich macht, verdiente in der That literarische Verwertung. Eine solche begann erst mit diesem Jahrhundert und ging von der Olympischen Gesellschaft aus, einer Vereinigung von Männern, die, von wissenschaftlichen, künstlerischen und dichterischen Interessen zusammengeführt, in dem Wunsche eins waren, das geistige Leben ihrer Vaterstadt zu wecken und ihm aus ihrer Mitte Nahrung zuzuführen, war doch das reichsstädtische Köln von den Strahlen der zur Blüte gelangten Dichtung nur wenig berührt worden, hatte doch, wie de Noël sagte, die Kölner Literatur sich in die Totenzettel geflüchtet. Aus der Reihe

dieser Männer ragen 2 hervor: der gelehrte Priester Wallraf, d[er] unermüdliche Kunstsammler und Forscher, und Heinrich de Noë[l], der in Wallraf seinen Lehrer und Meister verehrte. Die Beide[n] begegen sich vor allem in der Liebe zu ihrer Vaterstadt, in d[er] Begeisterung für deren grosse Vergangenheit, in dem Strebe[n] ihren alten Glanz wiederaufzufrischen. Da Wallrafs Bemühunge[n] durch das 1799 gegründete ‚Taschenbuch der Ubier' den schön[en] wissenschaftlichen Verband seiner Vaterstadt mit der deutsche[n] Literatur herzustellen bei der politischen Sonderstellung Köl[ns] nur wenig Früchte zeitigten, so wurde bald für beide Männe[r] das Kölner Leben der ausschliessliche Boden für ihre literarische[n] Bestrebungen; ihre Dichtungen bezogen sich auf Kölnische Ding[e], auf die Vorkommnisse des täglichen Lebens, sie trugen ein ech[t] örtliches Gepräge. Dadurch wurden beide auf die Sprache d[es] Volkes hingewiesen, diese musste das Gewand für ihre volkstüm-lichen Schöpfungen hergeben. So haben diese Männer, mit dene[n] später der Eigentümer der Kölnischen Zeitung, Marcus Theodo[r] Du Mont, durch gleiches Streben verbunden war, in der Zeit, al[s] Deutschland unter der Zuchtrute des fremden Gewalthabers seufzt[e], der jede Regung der freien Volksseele mit harter Faust nieder-drückte, eben dem Volkstum, der Volkssprache ihr Herz zuge-wandt. Insbesondere entfaltete de Noël, romantischen Bestrebunge[n] huldigend, leicht und gewandt in der Form, ausgezeichnet durc[h] Beobachtung, Witz und Humor, eine grosse Fruchtbarkeit in de[r] Abfassung von Gelegenheitsgedichten, Liedern, Schwänken und Possen, die meist zu Fastnacht in der Olympischen Gesellschaf[t] oder im Freundeskreise aufgeführt wurden; dabei ergötzten di[e] Anwesenden meist typische Gestalten, wie der Hauptmann Schlotter, die Juffer Schlotter, seine Schwester, der modern angehaucht[e] Neffe Pancratius Wippsterz und der Gebrechs- d. h. Ratsherr Puffert. Besonders die Selbstgespräche Hänneschens in den Schwänken sind voll drastischen Humors und entbehren nicht tieferer Ge-danken. Auch manche Lieder de Noëls, besonders das Loblie[d] auf die Kölnischen Kirmessen: ‚Alaaf de kölsche kirmese, do jei[t] et löstig zo', wurden jahrzehntelang gesungen. Später schuf d[e] Noël in dem Karnevalsalmanach: ‚Sieg der Freude' ein Organ fü[r] das geistige Leben der Faschingszeit. So verdankte, wie Enner[s] sagt, der Karneval seine eigentliche Glanzperiode guten Teils de[n] Bemühungen de Noëls. Aber diese sind auch über das Weichbil[d] unserer Stadt hinaus bedeutsam geworden. Die literarische und

man muss betonen, geistvolle und gewandte Verwertung der Mundart, ihre Erhebung zu höherem Sein, mussten bei dem schnellen Bekanntwerden und dem Ansehen des Kölner Karnevals, dem ja Göthe mit dem Gedichte „Löblich ist ein tolles Streben" seine Aufmerksamkeit zollte, auch anderswo zu mundartlichen Darstellungen in gebundner und ungebundner Rede anreizen und zur Würdigung und Erforschung der Volkssprache anregen. Jedenfalls darf sich die ehrwürdige Colonia rühmen, dass Söhne aus ihren Mauern, hochgebildete, geistvolle Männer, zuerst mit unter allen Deutschen die Art des Volkes, wie es spricht und wie es sich giebt, schriftstellerisch ergriffen und gepflegt haben.

Wenn daher heute die Bedeutung der Mundart für unser nationales Leben jedem Gebildeten klar ist, wenn wir an der naturfrischen reichlich sprudelnden Quelle der Volkssprache uns mit Wohlbehagen laben, wenn wir mit Firmenich von der Ueberzeugung durchdrungen sind, dass für ein tieferes Eindringen in den Geist unserer Sprache das Studium der Mundarten unerlässlich ist, wenn wir den ausgleichenden Mächten der Gegenwart gegenüber die Erhaltung der Volkssprache für die Erhaltung der Eigenart unserer Landschaften und für das Festhalten an alter Art und Sitte wünschen und erstreben müssen, so geziemt es, in dankbarer Erinnerung jener Männer zu gedenken, die inmitten trostloser politischer Zustände ihre Zeitgenossen auf den Quell hingewiesen, der einem jeden Volke Kraft und Gedeihen spendet: die Muttersprache.

Das Weiherkloster bei Köln.

Von J. B. D. Jost.

(Fortsetzung).

Ein Haus am Malmannspütz in der Kolumbagemeinde verpachteten sie am 21. Oktober 1306 für elf Schillinge an Christina von Marcke.[1]) Johann von Beyen gab am 23. August 1308 für seine jährliche Seelenmesse einen Erbzins von acht Schillingen auf einem Hause in der Hahnenstrasse.[2]) Die Eheleute Swenhildis und Todewitus von Bellinkhoven, Ritter und Dapifer (des edlen Herrn Gerard,

[1]) Cartular 29; Ennen Quel. III. 512.
[2]) Cartular 30; Ennen Quel. III. 528.

Grafen von Jülich) bei Stommeln gaben dem Kloster a dritten Tage nach St. Veit 1314 zunächst zum lebenslänglich Unterhalte ihrer Tochter, der Nonne Hadewigis, sechs Kölnisch Malter Weizen jährlichen Erbzinses von dreissig Morgen Ackerlan die in der Feldmark Stommeln frei lagen und an Johann un Druda, Kinder des verstorbenen Th. Waldener in Erbpacht gegeb waren.[1]) Die Meisterin und der ganze Konvent meldeten a 31. Dezember 1315 den Mühlenerbgenossen, dass sie die Mühle anteile ihrer Schwester Koppa, Tochter des Johann Hirtzelin v Sandkulen, sowie der Schwester Blitza, Tochter des Hermann vo Pfau, auf Emund vom Kusin übertragen.[2]) Am 14. Dezemb 1317 verzichteten dieselben auf einen von der Schwester Ku gunde, Tochter des Johann Hardevust in der Mühlengasse, he rührenden Anteil einer Rheinmühle zu Gunsten des Kloste Mechtern.[3]) Am 21. Dezember 1319 übertrug der Konvent d ihm noch zustehenden Restzins von drei Schillingen von dem Ha in der Enggasse, gegenüber dem Hause zur Lilie, an Gerard Hoser menger.[4])

Die Nonne Dyderade, Tochter der Eheleute Aleyde und Ritt Adam van der Balm verkaufte 1323 mit Zustimmung ihrer fü Brüder fünf Morgen allodiales Ackerland, nahe bei Düsseldorf g legen, an Jakob Bruchart.[5]) Der Ritter Theoderich Flecko, genan von Langwaden, stiftete 9. Januar 1325 sein Jahrgedächtnis dur eine Rente an Viktualien und anderen nötigen Dingen von seine Besitztume in der Pfarrei Langel.[6]) Am Tage des seligen Märtyre Quirinus 1327 verpachtete der Konvent einen Platz in der Wale gasse, lehnrührig zu dem Hofe des Gerard vom Horne, geg fünf Schillinge, sechs Denare Kölnischen Geldes an die Ehelen Druda und Hermann Hardevust.[7])

Die Prämonstratensermönche von Knechtsteden nahmen d Gastfreundschaft ihrer Ordensschwestern sehr in Anspruch u diese lebten verschwenderisch, vernachlässigten das geistlic Leben und beobachteten die Disziplin nicht mehr. Dadurch ve

---

[1]) Cartular 31.

[2]) Höhlbaums Mitteilungen V 24.

[3]) Ennen Quel. IV. 47.

[4]) Cartular 32 und 33 b.

[5]) Cartular 34.

[6]) Cartular 35.

[7]) Cartular 33.

loren sie beim Volke ihren guten Ruf. Eine Besserung dieser Verhältnisse versuchte der Erzbischof Heinrich 1327. Am Mittwoch nach Kreuzerfindung kam er persönlich in das Kloster, entzog die Aufsicht desselben dem Knechtstedener Abte und übertrug sie dem Dekan des Cassiusstiftes in Bonn. Allein die Nonnen wollten sich nicht zur Befolgung der Regel ihres Ordens und zur völligen Entsagung alles persönlichen Eigentums entschliessen. Am Ende eines jeden Jahres verteilten sie unter sich die Klostereinkünfte, welche sie so zu Präbenden machten; ausserdem bezogen sie noch persönliches Einkommen und verfügten darüber nach eigenem Belieben.[1])

Die Meisterin Elisabeth schenkte 1334 dem Predigermönch Wilhelm von Molette Gebeine von Blutzeugen.[2]) Der ganze Konvent vertauschte am 3. November desselben Jahres der Begine Goda von Bürna einen Platz hinter dem Hause Ottersbach in der Enggasse gegen einen Garten, gegenüber dem Hause ‚zo der Bysen,‘ nun Eisenmarkt genannt.[3]) Die Eheleute Bela und Lufredus von Troya übertrugen am 24. November 1335 dem Kloster ein Haus mit Hof bei der Gereonspforte gegenüber der Gereonskirche, wofür der ehrwürdige Konrad Rennenberg, Subdekan des Domstiftes, einen Jahrzins von achtzehn Kölnischen Pagamentsschillingen zahlte.[4]) Die Religiose Blyze vom Overstolz im Weiherkloster kaufte am 4. Tage nach Kreuzerfindung 1338 vor den Schöffen zu Brenig von der Witwe Vinzentia Broecheym für eine Kölnische Pagamentsmark ein Haus ‚up der kumbe‘ mit Hof und Weinstöcken, sowie einem Viertel Wein.[5]) Zum Seelenheile ihrer Familie gaben die Brüder Wynrich und Ritter Lutther Stail van Holsteyn 1340 freiwillig dem *Konvente Wyer*[6]) drei Mark Kölnischen Pagamentsgeldes Jahrrente von ihrem Erbgute ‚up der arfyn‘ zu Bergheim (an der Erft). Von dieser Rente sollte der Konvent drei Schillinge an die Küsterin geben zur Beleuchtung des elterlichen Grabes in der Allerseelennacht und am Tage ihres Jahrgedächtnisses. Am Magdalenenabend 1341 kaufte die nunmehrige Nonne Blyze vom Overstolz vor den Schöffen zu Brenig von den Eheleuten

[1]) Thomas, St. Mauritius S. 48.
[2]) Alfter, Museum XV 334.
[3]) Cartular 36.
[4]) Cartular 37.
[5]) Cartular 38.
[6]) Cartular 38.

Aleyt und Hermann von Gordorp eine Rente von einem gute Huhn und vier Kölnischen Mark, lieferbar auf St. Martinstag die Verkäufer stellten zur Sicherheit ihre Hofstatt, gelegen zwische Dederich van me roede (Theodor von Merode) und Johann de Hirten.[1]) Hilger Hardevust, Chorbischof im S. Severinsstifte, übertru am 27. Februar 1343 dem Kloster einen Platz in der Walengass bei dem Hofe des Gerard vom Horne, zum erblichen Besitze gege einen Jahrzins von fünf Schillingen sechs Denaren Kölnische Pagamentsgeldes.[2]) Am 5. Februar 1347 haben die Meisteri die Priorin und der ganze Konvent anerkannt, dass die Stad ihnen Zollfreiheit für vier Malter Getreide gewährt habe und die Vergünstigung zu jeder Zeit widerrufen könne.[3]) Methilde, Witw des Knappen Bruno von Halle gab 1348 im Auftrage des selige Ritters Godfried von Halle eine Erbrente von achtzehn Kölnische Pagamentsmark für einen Altar zu Ehren der Heiligen Joh. Baptis Andreas, Augustin und Michael.[4]) Die Meisterin und der Konve verzichteten 10. Juni 1349 zu Gunsten des Heinrich Overstolz au den Mühlenanteil, welchen dessen Tochter, die Nonne Drud geerbt hatte.[5]) Die Eheleute Mettel und Joh. Overstolz von Efferen Ritter und Schöffe zu Köln verkauften am Tage nach St. Matthi 1350 dem Kloster 4 Mark 3 Schillinge Kölner Pagaments-Ren von 22 Mark an sieben Morgen Artland zwischen Efferen un Hermülheim; von dieser Rente gehörten ewig und erblich 1 Schillinge dem Altarpriester in Arenberg, 1/2 Mark zum Jahrg dächtnisse für Göbel und Kunegund van Gysendorp, 1 Mark zu Jahrgezyde für Tyrus van Walde und seine Eltern, 3 Schilling sollten allewege zur winterlichen Beleuchtung des Umganges diene und eine Mark jährlich, um die Wassersteine in dem Umgang baulich zu halten.[6]) In demselben Jahre weilte der Erzbisch Wilhelm einmal in dem Kloster. Dessen Meisterin Maria und die Nonn Benigna vom Kusin verzichteten am 11. Dezember auf die Mühlen anteile, welche letztere von ihrem Vater Bruno vom Kusin geerl hatte.[7])

---

[1]) Cartular 39 u. 102.
[2]) Cartular 39 b.
[3]) Ennen Quel. IV. 304.
[4]) Cartular 41.
[5]) Höhlbaums Mitteilungen VI 66.
[6]) Cartular 42.
[7]) Höhlbaum VI 73.

Ein Haus, einen Hof und drei Morgen Ackerland zu Nievenheim, hinter dem Wege nach Straberg, gegenüber dem Kirchhofe, hat der ganze Konvent am Tage vor St. Jakob 1352 an Bele, Tochter des verstorbenen Reinard Braxator zu Nievenheim, zu ewigem und erblichem Besitze übertragen gegen einen Jahrzins von zwei guten jungen Hühnern und zwei Schillingen feusser Pagaments.[1]) Am 16. November 1352 übertrug das Kloster den Eheleuten Reinard Groiffe fünf Viertel Ackerland bei Evinghoven, gelegen unter den Aeckern der Herren von St. Antonius, gegen dreissig Denare Erbzins; den Akt besiegelten die Zeugen: Ritter Joh. de Arfe und Heinrich, Pfarrverwalter von Höningen (b. Grevenbroich).[2]) Am Martinsabend 1354 kaufte der Konvent von den Eheleuten Druda und Günther Gris eine erblich und ewig auf Remigiustag in das Kloster zu zahlende Jahrrente von drei Mark Kölner Pagaments; zum Unterpfand stellten die Verkäufer ihren Hof mit Haus und Scheuer an dem Bache gegenüber dem Klosterhofe zu Frechen.[3]) Am Sonntage darnach stiftete der Kölnische Bürger und Ritter Goebel Jude sein Jahrgedächtnis mit Vigilien durch vierzehn Schillinge Geldes vom Gris-Gute zu Frechen, gegenüber dem Klosterhofe.[4]) Niklas Hameycher vermachte der geistlichen Genossenschaft 1356 die Hälfte seines Hauses Paradies auf der Ehrenstrasse.[5])

Der römische König Karl IV. nahm am 9. März 1357 zu Andernach die gottgeweihten Jungfrauen in dem Kloster Weiher in seinen und des Reiches Schutz und drohte allen, welche sie belästigen würden, mit einer Strafe von hundert Mark reinen Goldes; Zeugen des Aktes[6]) waren die Bischöfe von Köln und Olmütz, die Herzoge Wenzel von Sachsen, Bolko von Falkenberg, Bolko von Opulien, Konrad von Olmütz und Przimislaus von Teschen, der Burggraf Burchard von Magdeburg und der königliche Hofmeister Burchard, die Grafen Joh. von Hetz und Ludwig von Oettingen, sowie viele Barone und Edele des hl. römischen Reiches.

(Forts. folgt.)

---

1) Cartular 46 a.
2) Cartular 45.
3) Cartular 47.
4) Cartular 46 b.
5) Ennen Quel III. 796.
6) Cartular 48 b.

Kunst und Altertum.

Die erste Spur des Menschen im Rheinlande.

Von **Constantin Koenen.**

(Schluss.)

Auf dem Rücken des Devonkalkgebirges im Neanderthal muss auch in der Diluvialzeit eine Ansiedlung von Menschen standen haben, damals überschwemmt und von dem Diluvi schlamme bedeckt worden sein.

Die Schichtenfolge an der Fundstelle des Neandertha Menschen ist nämlich folgende:

oben — unten

1. 5 m. Lehm,
2. 1 m. „Formsand,"
3. 3,70 m. Löss (gelb. Lehm) mit Schneckchen,
4. Geschiebe und Löss mit Diluvialfauna-Resten.
5. Tertiäre (oligozäne) Ablagerungen, Gerölle, Lehm u. s. w. mit Knochen des Neanderthaler Menschen,
6. Devonisches Kalkstein-Gebirge.

Ich fand nun auf dem unter 6. genannten Gebirge, in muld förmigen Vertiefungen oder in dem oberen Teile der genannt Spalten,[2]) gewöhnlich umgeben von den schweren oder leichter durch das Wasser abgerundeten Felsstücken oder in Verbindu

---

[1]) Für die Beurteilung der Höhenlage der diluvialen Stati vom Neanderthale und der Diluvialgeschiebe ist zu bemerken, d der Rheinpegel bei Düsseldorf 82,2 Par. Fuss Höhe über d Meeresspiegel (oder über dem Nullpunkte des Pegels zu Amsterda aufweist. Die Hochfläche bei Remscheid liegt 1164 Par. Fuss ho das obere Ende der geneigten Ebene bei Hochdahl, wo die Fu stelle der Diluvial-Fauna ist, liegt 164,8 Par. Fuss, die Düssel-Que 725 Par. Fuss hoch. Die Diluvialablagerungen erreichen bei V winkel die Höhe von 524,8 Par. Fuss, überragen unsere Diluvi station noch um 360 Par. Fuss.

[2]) Die oberen Teile mancher Spalten sind augenscheinlich ni mit Rhein- oder Diluvialgeschieben bedeckt, sondern mit solche welche die Düssel, freilich noch nicht als Fluss, sondern vorher Gebirgswasser niederlegte, das von der Elberfelder Höhe herabstürz Die Steine sind für Diluvialgeschiebe zu unregelmässig und eck Tiefer ist die Sache anders, und auf dem eckigen Geschiebe r echter Löss.

mit Geschieben und bedeckt von hellgelbem Lehm (Löss), zahlreiche Tierknochen und dabei vereinzelte Stücke von Feuerstein, die augenscheinlich durch Menschenhand vom Steinknollen abgeschlagen waren, um sie als Werkzeuge zu benutzen.

Die Tierknochen rühren her von folgenden Arten:

1. Elephas primigenius,
2. Rhinoceros tichorhinus,
3. Ursus spelaeus,
4. Cervus,
5. Equus.

Wir haben es hier also mit der Fauna jener kälteren Vorzeit zu thun, in der sich, wie bereits hervorgehoben wurde, die Gletscher ausdehnten und unsere hohen Gebirge bis 300 Meter ihrer Höhe mit Rheingeschieben bedeckt wurden.[1])

Unter den Tieren dieser sogenannten Diluvialzeit unterscheidet man vier Faunen:

1. Glazialfauna,
2. Steppenfauna,
3. Weidefauna,
4. Waldfauna.

Die Neanderthaler Tierreste gehören zur Weidefauna, welche im Allgemeinen folgende Tiere aufweist: Rhinoceros tichorhinus, Elephas primigenius, Bos priscus, Bos primigenius, Cervus euryceros, Rangifer tarandus, Equus fossilis u. s. w. Als deren Vertilger gelten: Hyaena spelaea, Felis spelaea, Ursus spelaeus, Lupus spelaeus, Lupus vulgaris, Lupus neschersensis, Vulpes, Canis.[2])

---

[1]) Während die ganze gegenwärtig in den Alpen von Firn und Eis bedeckte Fläche nur wenige Quadratmeilen beträgt, umfasste in der Glazialperiode das alpine vereiste Gebiet etwa 1500, das nordeuropäische über 100,000 Quadratmeilen (Dr. Vering, Rückblick auf die Entwicklung d. Lehre von den Erscheinungen und Ursachen der Eiszeit. I. S. 32). Dass die damals durch das Rheinthal abfliessenden Gletscherwasser hier bis zu einer Höhe von 300 m. über dem Meere und 245 m. über dem Rhein ihren Schlamm (Löss) zurückliessen (Mitteilung von Dr. Rauff), nämlich zwischen Bendorf und Grenzhausen, während das grösste Hochwasser, das von 1784 (vgl. Mitscher über „Hochwassermarken am Rhein" i. d. Festschrift d. 61. Vers. d. Naturforscher u. Aerzte, Köln 1888) bei Andernach nur bis zu 62,8 m. Höhe reichte, wird so erklärlich.

[2]) Vgl. Wiener Sitzungsberichte LXXXII: Wolderich, Diluviale Fauna u. s. w.; A. Nehring, Faunistische Beweise; Kosmos VII.

Wie die Feuerstein-Spähne, so deuten auch die Lage der Tierknochen und die animalischen Ueberreste selbst auf eine menschliche Ansiedlung. Einmal, weil von den Tierknochen an einer Stelle des Gebirges eine grosse Masse vorkommt, wohingegen sie rechts und links dieser Stelle, sowie in weiterer Umgebung nicht angetroffen wurden. Ferner gehören die Knochen meist jüngeren Tieren an. Auch fanden sich unvergleichlich viele gleichartige Knochen von einer bestimmten Tierart, z. B. vom Mammut. Endlich wurde von keinem dieser Tiere ein ganzes Skelet, sondern nur Teile des Knochengerüstes gefunden.

Auf den Knochen und Feuersteinstücken ruhte eine 3,70 m starke Lage des hellen Lehmes. Derselbe lag auch in der nächsten Umgebung der Knochen und Kulturreste; er ist von unzähligen nadelknopfgrossen und grösseren Schnecken durchsetzt, die zum Teil im Innern einen steinharten Kern haben, von der Beschaffenheit sogenannter „Mergelditzchen“ oder „Lössmännchen“; solche Kalkconcretionen sind hier auch von mir gesammelt worden. Unter den Schneckengehäusen lassen sich drei Arten anführen: Helix hispida, H. costata, Succinea oblonga.

Die Hauptart der Lössschnecken, Clausilia und Pupa muscorum habe ich noch nicht angetroffen.[1]) Dennoch liegt hier jener echte Schlamm der Diluvialzeit vor, den wir unter dem Namen

---

Jahrg. 1883. S. 173; Räuber, Urgeschichte des Menschen; Wolderich versuchte bekanntlich unter Zugrundelage der Arbeiten Nehring's und anderer Paläontologen zu beweisen, dass an den von Gletschern verlassenen Stellen zunächst eine Steppenfauna zu finden sei. Dieser sei eine Weidefauna gefolgt, welche am Ende des jüngeren Diluviums von einer Waldfauna verdrängt worden. Die Grasbestände und Waldfluren sollen gegen die Steppe oder steppenartige Landschaft vorgedungen sein und die echte Weidefauna mit Elephas primigenius, Rhinoceros tichorinus, Bos, habe das Maximum ihrer Verbreitung erreicht. Es bleibt jedoch für die diluviale Neanderthaler Station zu beachten, dass dieselbe ausserhalb der Verbreitungslinie der nordischen und der alpinen Gletscherzone liegend, an den Rändern der Flussufer schon sehr früh, möglicherweise sogar in der Periode der Vereisung nördlicher und südlicher Gletschergebiete reiche Grasbestände und Waldfluren hervorrgebracht und einer Weidefauna gedient haben kann.

[1]) Vgl. meinen Aufsatz im H. II. d. Mitteilungen des Naturw. Vereins in Düsseldorf: „Zum Verständnis der Auffindung fossiler Säugetier- und Menschenreste im Neanderthal.“

Löss kennen. „Es ist," wie Dechen (Statistik des R. B. Düsseldorf von O. Mülmann I. B. S. 207) sagt, „Lehm von lichtgelber Farbe, der feine Teile von kohlensaurem Kalk aufnimmt und alsdann festere Concretionen in mannigfaltigen Gestalten einschliesst, die aus Kalkmergel und dichtem Kalkstein mit mehr oder weniger Quarzsand bestehen." Die auf meine Bitte hin durch Prof. Dr. *Rauff* veranlasste Durchschnittsanalyse des Lösses, der die diluviale Weidefauna und die Feuersteinstücke sowie die Oeffnungen zu den Höhlen des Kalksteingebirges in geschlossener Masse bedeckte, ergab:

Kieselsäure	76,19	Prozent,
Thonerde	6,39	„
Eisenoxyd	5,21	„
Kohlensaurer Kalk	9,01	„

Diese Diluvialbedeckung tritt an den linken Thalrand der Düssel, wo die Feldhofer Grotte lag, heran (a. a. O. S. 210), findet sich auch auf der rechten Seite der Düssel (a. a. O. S. 212) und zieht sich von beiden Seiten der Düssel bei Neanderthal nach Sonnborn hin, wie denn auch gleich auf dem Felsen, der den Hohlraum der Feldhofer Grotte mit dem Neanderthaler Menschen bedeckte, Mammutreste gefunden wurden. Der damalige Verwalter der Neanderthaler Steinbrüche, Herr Director *Pieper* in Hochdahl sagte mir, dass drei daher stammende Teile eines Stosszahnes vom Mammut sich Dr. Fuhlrott erbeten habe; einen Backzahn besitzt *Pieper* noch heute. Mehrere Zähne und Schenkelstücke sah ich in der Sammlung von dessen Vetter, des verstorbenen Herrn *Gustav Pieper* in Pempelfort bei Düsseldorf.[1])

„Auf der Diluvialbedeckung liegt, 1 m. stark sandiger Lehm, „Formsand" genannt, den eine Lehmschicht von 5 m. Stärke bedeckt.

An Geschiebelagern mit den im oberen Düssellaufe gangartigen Steinen sieht man hier deutlich, wie sich die Düssel terassenförmig tiefer und tiefer durch die Diluvialbedeckung in das harte Kalksteingebirge einschnitt, bis sie endlich ihren heutigen Lauf erreichte. Anfangs musste sie als mächtiger Gebirgsstrom dahineilen und sich in den Rhein ergiessen; dann verlor sie an

---

[1]) Bereits am 27. Dezember 1858 wurden in einem der Dornaper Kalksteinbrüche an der Steele-Vohwinkeler-Eisenbahn kaum 15 Fuss unter der dortigen Bodenfläche, in einer 14 Zoll breiten, senkrecht nach oben offenen Spalte ein Mahlzahn und einige Knochen des Elephas primigenius gefunden (Verh. d. Naturh. Vereins f. Rheinl. u. Westfal. Jahrg. 1859. S. 146 u. f.). V. Dechen legte in der

Wassermasse und Druckkraft, bis sie wie heute als bescheidene Bächlein dem Rheine zu lief.[1])

Bei ihrem Einschnitte in das Gebirge durchfurchte sie de ihr quer gegenübertretenden Lauf der Gebirgsspalten und dere

niederrheinischen Gesellschaft für Natur- u. Heilk. in Bonn an 6. Mai 1863 einige mit diesen Knochen zusammen gefundene Geschiebe vor. In dem Sitzungsberichte (S. 133) heisst es: „Beinahl sämtliche sind aus eigentümlich verändertem Feuersteine vo lichtgelblicher Farbe. Ausgezeichnet sind dieselben durch die runde Eindrücke, welche sie genau ebenso wie Geschiebe aus der Schweiz Molasse häufig zeigen und worüber sowohl der Geh. Bergra Noeggerath als der Redner früher bei verschiedenen Veranlassunge berichtet haben. Oberlehrer Dr. Fuhlrott in Elberfeld hat sie au gefunden und dem Redner übergeben.“ Später wurden in de nächst den Feldhofer Grotten gelegenen Teufelskammer die fossile Reste von fünf verschiedenen, untergegangenen Tierspecies entdeck Diese Kammer ist die Erweiterung einer Schichtenkluft, die in de Richtung ihres Streichens als weiter, schornsteinähnlicher Kanal a einem von der vorderen Mündung der Grotte 60 Fuss entfernte Punkt zu Tage ausging. Die Tierknochen konnten in diese Kanal ebenfalls nur von oben her eingeschwemmt sein (Corresp Bl. d. naturh. Vereins der Preuss. Rheinl. u. Westf. 1868 S. 68).

[1]) Die Düssel, etwa 1½ Stunde nordwestl. von Elberfeld, a der Wasserscheide zwischen Ruhr, Wupper und Düssel entspringend fliesst südlich durch flache Thaltiefen über die verschiedenen Stein gebilde des flötzleeren Sandsteins und devonischen Kalkes. De letzteren erreicht sie bei dem Dorfe Grüte und wendet sich dan westlich der Rheinebene zu, in welche sie bei Erkrath eintritt. I diesem Laufe windet sie sich unter starkem Gefälle durch eine Reihe von beckenartigen Thalweitungen und engen Schluchten m zum Teil senkrecht anstehenden Felswänden bis Erkrath. Weil di Thalwände der Düssel in ihrem westlichen Laufe eigentümlic schroff abstürzen, und so sehr genähert sind, betrachtet Fuhlro dieselben als Tiefen, die wohl erst durch die zerstörende Wirkun der Düsselfluten entstanden sind und schreibt der verschieden artigen Festigkeit der Gesteinsarten die Bildung der beckenförmige Thalweitungen und Schluchten u. s. w. zu. Die letzte solche Schluchten, welche das Flüsschen vor seinem Eintritt in die Rhein ebene zu passieren hat, in Ansehung ihrer Längenerstreckung di beträchtlichste, bildet mit einer ihr vorliegenden beckenartigen Tha erweitung das sogenannte Neanderthal, in dem die Actiengesellscha für Marmorindustrie Kalksteinbrüche in Betrieb gesetzt hat (Verl des Naturh. Vereins der preuss. Rheinl. u. Westf. VI. Jahrg. Bon 1859 S. 131 u. f.)

Hohlräume. Die dadurch geöffneten Höhlen wurden in der Nähe der Düssel mit Düsselgeschieben gefüllt. Aber auch die Verwitterung des Gebirges und die Druckkraft der zu beiden Seiten des Thales befindlichen Gebirgsmassen öffneten nach der Thalseite hin neue Hohlräume und die bereits geöffneten stürzten den Abhang hinunter. Es bildeten sich neue Gebirgsspalten, alte wurden wieder geschlossen und in den Hohlräumen selbst stürzten Teile der Wände herab, andere Teile aber verwitterten zu Lehm.

So kann man nie, wie dies bezüglich des Hohlraumes geschah, der den Neanderthaler Menschen barg, sagen: es führt zwar eine Spalte in die Höhle, aber durch diese konnte kein Mensch in die Höhle gleiten; ebensowenig kann man das Alter des in den Spalten und Höhlen angetroffenen Lehmes chronologisch bestimmen. Zeitbestimmend sind aber die mit den Wandteilen und dem Höhlenlehm zusammen vorkommenden Geschiebearten. Aber auch bei der Untersuchung dieser letztern ist Vorsicht geboten; sie ist überaus schwierig, ja sie führt oft kaum zu einem gesicherten Resultate.

So könnte auch die tertiäre Geschiebemasse, die den Neanderthaler Menschen einschloss und die auch bedeckt und durchsetzt war mit dem Höhlenlehm und den Wandstücken des Hohlraumes, von einer bei dem Beginn der diluvialen Ueberflutung angeschnittenen Tertiärschicht herrühren.[1]) Völlige Klarheit zu gewinnen ist nach meinen wiederholt tagelang an Ort und Stelle fortgesetzten Untersuchungen kaum anders als durch sehr kostspielige Querschnitte

---

[1]) Piedboeuf (Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Düsseldorf 1. H. S. 29) fand am Fusse der Neanderhöhle mehrere Kerne von Cytherea und Isocardia. Das Wasserniveau des niederrheinischen Tertiärmeerbusens, das im Anfange der Oligozänperiode bis zu dieser Stelle reichen musste, ging somit etwa 100 m über den heutigen Stand der Nordsee hinaus und sank dann allmälig (a. a. O. S. 17). Das bergische Hochland hatte nach gewissen Baumarten, die hier gefunden und nur in bestimmten klimatischen Verhältnissen und Höhen gedeihen, wie Palmenarten, Lärchen, Koniferen im Anfange der tertiären Zeit ungefähr die Höhe der Schweizer Alpen; heute erreicht es an der höchsten Stelle kaum 500 m. (a. a. O. S. 25 u. 26). Der Bezirk, zu dem das Neanderthal gehört, muss damals einem Seebecken geglichen haben, welches dem des Zircknitzer Sees ähnlich war. Auch hier sind in dem mitteldevonischen Kalksteingebirge Höhlen, Mulden und Trichter, in welche das vom höheren Gebirge abströmende Wasser hineingleitet, um am Fusse des Gebirges wieder zum Vorschein zu kommen.

möglich. Aber unter allen Umständen muss es als feststehe[nd] betrachtet werden, dass die Diluvialbedeckung jünger ist, als [die] unter ihr gelegene Ablagerung von Tertiärgeschieben.[1])

Unter diesen Umständen komme ich zu demselben Resulta[t], welches sich dem Professor Schaaffhausen bei Untersuchung [der] Knochenreste aus rein rassenanatomischen Gründen ergeben h[at] und welches wenigstens durch die vorsichtig geologisch geprüft[en] Fundumstände der durchaus gleichartigen, wenn auch im Knochenb[au] etwas ausgebildeteren Menschenreste von Spy eine Begründu[ng] findet, die zugleich das von mir bezüglich der Zeitstellung [des] Neanderthaler Menschen durch die Lagerungsverhältnisse gewonne[ne] Resultat trefflich unterstützt.[2])

Es ist unter diesen Umständen kaum denkbar, dass d[er] Neanderthaler Mensch[3]) etwa vom Düsselthale aus in der Fel[d]hofer Grotte begraben wurde; denn in diesem Falle würde [er] unvergleichlich jünger sein, als die Menschen von Spy, weil [die] Düssel, bevor der genannte Hohlraum als Begräbnisstätte benu[tzt] werden konnte — er lud in keiner Hinsicht dazu ein, denn [der] Zugang war sehr klein und die Sohle der Höhle mit Wandstück[en] bedeckt — unterhalb der Höhle liegen musste; denn in der Höh[e]

[1]) *Fuhlrott* identificiert (Abh. d. Naturh. Vereins d. preu[ss.] Rheinl. u. Westf. VI. Jahrg. Bonn 1859. S. 150 u. f.) die d[en] Neanderthaler Menschen umschliessende Schicht mit dem von m[ir] beschriebenen Lehmlager, das auf der Höhe zu beiden Seiten [des] Neanderthales liegt und die diluviale Fauna einschloss, aber unt[er] den von Fuhlrott beschriebenen Geschieben des Lehms, der d[en] Neanderthaler Mensch umgab, waren nur tertiäre, während in de[m] Lehm oberhalb der Höhle Gerölle vorkommen, die „zum bei weite[m] grössten Teile aus den Gesteinen der Devongruppe bestehe[n], welche das Land zu beiden Seiten des Rheins, oberhalb d[es] Bezirks bilden . . . Sehr vorwaltend sind Gerölle von weissem Quar[z], die von der grossen Menge von Quarzgängen und Adern herrühr[en], welche in den devonischen Gesteinen auftreten, und unter dies[en] Gesteinen die unzerstörbarsten sind, sowohl in mechanischer B[e]ziehung, ihrer Härte wegen, als in chemischer Beziehung, weil s[ie] der auflösenden Wirkung des Kohlensäure enthaltenden Wasse[rs] am wenigsten ausgesetzt sind (v. Dechen, Statistik des Reg.-Be[z.] Düssd. S. 206).

[2]) Vgl. Fraipont und Lohest, La race humaine de Neandert[hal] ou de Canstadt en Belgique, Gand 1887.)

[3]) Die im Bonner Provinzialmuseum befindlichen Knochen d[es] Neanderthaler Menschen sind folgende:

fehlten die Düsselgeschiebe. Die Düssel musste aber, um so tief hinabzusteigen, die Diluvialbedeckung und den Kalksteinfels bis zu einer Tiefe von über 100 Fuss durchschneiden,[1] und der rohe, höchst eigenartige, scheinbar uralte Typus der Neanderthaler Gebeine wäre nicht auf eine rassenanatomische, sondern auf eine pathologische, durch Krankheit veranlasste Erscheinung zurückzuführen, wie dies bekanntlich *Virchow*, freilich bei völlig irriger Beurteilung der Fundumstände, behauptet hat, während *Schaaff-*

---

1. Schädeldecke mit kleinem Fragment der linken Schläfenschuppe.
2. Beide Oberschenkelbeine,
3. rechter Armknochen mit
4. zugehöriger Speiche,
5. linker Oberarmknochen mit abgebrochenem Kopfe,
6. ein linkes Ellenbogenbein,
7. ein Fragment vom rechten Schulterblatt,
8. vollständiges rechtes Schlüsselbein,
9. fünf Rippenfragmente,
10. eine fast vollständige linke Beckenhälfte.

Diese Knochen waren zuerst im Besitz des Herrn *Beckershoff*, Mitbesitzer der Neanderthaler Steinbrüche, der den Arbeitern die Aufbewahrung weiterer, vorher von ihnen weggeworfener Knochen empfohlen hatte. Wilhelm Pieper, ein zweiter Mitbesitzer der Neanderthaler Steinbrüche übergab sie 1856 Herrn Dr. Fuhlrott. (Verhandl. des Naturhist. Vereins d. preuss. Rheinl. u. Westf. VI. Jahrg. Bonn 1859 S. 137 u. S. 138). *Schaaffhausen* kaufte sie von den Erben Fuhlrotts für das Rheinische-Provinzialmuseum in Bonn. Die erste und wiederholte wissenschaftliche Behandlungen der Fundumstände verdanken wir Fuhlrott (vgl. a. a. O. S. 131 u. f.). Die eingehendste Veröffentlichung und Erklärung der Knochenreste ist Schaaffhausen zuzuschreiben. Es ist zu bewundern mit welchem Interesse Fuhlrott die diluviale Herkunft, und Schaaffhausen das hohe Alter des Fundes zu begründen verstanden haben, dass wir es hier nach dem tierisch vorspringenden Wulst mit dem einzigsten und ältesten Schädel seiner Art zu thun haben, der bisher in Europa angetroffen wurde. *Virchow* ist bekanntlich der erste Gegner dieser Auffassung und schreibt die Eigenart der Gebeine einer krankhaften Bildung zu, ohne der gleichartigen, diluvialen Knochen von Spy zu gedenken. Sollten auch die Menschen von Spy kranke Krüppel gewesen sein?

[1] Die besonders in Anbetracht kommenden Schichten des Devonkalkes fallen unter einem Winkel von etwa 60° ein; sie streichen von S S W nach N N O und werden daher von dem west-

hausen stets auf dem von ihm von jeher behaupteten Standpunkte blieb, dass der Neanderthaler Mensch den ältesten nachweisbaren Rassentypus vorstelle. Liegt hier trotzdem ein, freilich kaum glaublicher Zufall vor, dann kämen in Bezug auf das erste Auftreten des Menschen im Rheinlande (Provinz) zunächst nur die von mir im Neanderthale in Begleitung diluvialer Weidefauna angetroffenen Spuren menschlicher Thätigkeit in Anbetracht. Ferner ist ein im Besitz des Herrn *Gerh. Koenen* in Neuss befindlicher Stosszahn des Mammut zu nennen, der durch Menschenhand abgeschnitten zu sein scheint. Das hochinteressante Stück wurde kürzlich im Rheine zwischen Heerdt und Hamm ausgebaggert. Dazu gesellt sich der im Löss von Moselweiss bei Koblenz in einer Tiefe von 22 Fuss gefundene Schädel eines Moschusochsen mit geraden, scharfen Einschnitten (Correspbl. d. d. anthrop. Gesellschaft 1879. N. 10, S. 126). Schliesslich ist noch eines Fundes von Eich unweit Andernach am Rhein zu gedenken. Hier ist im Gemeinde-Steinbruch „die Kaul" genannt, ein Lavastrom aufgedeckt. Auf der Lava liegt Lehm, der sich durch seinen reichen Augit-Gehalt als verwitterte Lava erweist. Auf dem Lehm fand man bereits vor vielen Jahren einen Mammutzahn (v. Dechen, Führer zum Laacher See). Als ich die Stelle besuchte, erzählten mir die Arbeiter, dass sie weitere Mammutknochen und bei diesen auch den Arm eines Menschen gefunden hätten; die Fingerglieder der Hand habe man noch deutlich erkennen können. Auch das schwere Horn eines Ochsen sei zum Vorschein gekommen und dabei zeigten sich auch Feuersteinspähne. Auf und in der nächsten Umgebung der Knochen liegt eine 20 Fuss mächtige Lössschicht, der nach oben Tuff und Bimssteinlagen bis zu einer Stärke von 5 Fuss folgen.

Es lag kein Grund vor, die Aussagen der Leute, die leider keinerlei Wert auf ihre Funde legten, anzuzweifeln. Die Sache verdient jedenfalls unsere Aufmerksamkeit.

---

lichen Laufe der Düssel fast senkrecht quer durchschnitten (Correspondenzbl. des naturh. Vereins der Preuss. Rheinl. und Westf. S. 62 u. f.). Die Schichten auf der einen Seite der Düssel setzen auf der andern Seite fort. So liegen auch die Hohlräume in dieser Richtung und es entsprach die jetzt noch erhaltene Neanderhöhle auf der rechten Düsselseite den ihr auf der linken Seite in ungefähr gleichem Niveau über der Thalsohle gegenüberliegenden Feldhofer Grotten, in denen die Neanderthaler Menschenknochen gefunden wurden (a. a. O.)

Aus Gesagtem geht hervor, dass im Rheinlande die erste Spur des Menschen nicht unwahrscheinlich schon vordiluvial ist, dass sie sicher für die Diluvialzeit feststeht. Die Funde im Rheinlande schliessen sich also an die von Deutschland überhaupt an, durch deren grosse Anzahl das Vorhandensein des Menschen während der Diluvialzeit und zwar sowohl für das unvereiste Gebiet (Penck, Bd XV des Archivs für Anthropologie), als auch für das Eisgebiet (P. Krause a. a. O. Bd. XXII S 49 — 55) feststeht.

Bücherkunde.

Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Stadt Münstereifel und ihrer Umgebung, herausgegeben von Dr. M. Scheins; 1. Bd. 1894. P. Hansteins Verlag.

Das Städtchen Münstereifel gehörte mit dem Amte gleichen Namens zum ehemaligen Herzogtum Jülich, einem ziemlich kompakten Territorium, welches in seiner grössten Ausdehnung östl. an Kurköln, südlich ebenfalls an Kurkölner Besitz, weiter an Arenberg, Blankenheim und Schleiden, westl. an Kornelimünster, Aachen, Limburg, Lüttich und Geldern, und nördl. an Geldern stiess. Der Name des Herzogtums weisst auf den alten Jülichgau zurück, der zu beiden Seiten der mittlern Roer (r. Nebenfluss der Maas) lag; das Stammhaus der spätern Grafen von Jülich, die Burg Hengebach (Heimbach a. d. Roer), lag aber im Zülpichgau, d. h. dem Gau zwischen der obern Roer und Erft. Das Geschlecht besass als pfalzgräfisches Lehen die Burg und Herrschaft Hengebach mit der Vogtei über Zülpich und die Pallenz, über Breisig, die Stifte Vilich und Cornelimünster, über Bergheim und eine Anzahl von Dorfschaften, mit dem Wildbanne zwischen Maas und Rhein und dem Geleite zwischen Aachen und Köln; genanntes Gebiet bildete den Grundbestandteil der Grafschaft Jülich, welche 1336 zu einer Markgrafschaft und 1356 zum Herzogtum erhoben wurde. Jülich hatte 22 Aemter, 43 Unterherrschaften und 9 Städte mit eigner Jurisdiktion; in jüngerer Zeit wurde die Landschaft zu Verwaltungszwecken in das Ober- und Unterquartier Jülich eingeteilt. Die Hauptstadt war Jülich, wo sich das Hauptgericht befand, die obere Instanz für alle Gerichte des Landes; neben Jülich wurden aber auch Düren, Euskirchen und Münstereifel Hauptstädte genannt,

weil diese 4 Städte das Recht erworben hatten, beim Lan[illegible]tage zu erscheinen. Neben andern Schlössern (Wildenbur[illegible] Dollendorf) war auch Münstereifel ein kurkölnisches Lehe[illegible] was nach längern Streitigkeiten i. J. 1349 der damalige Mar[illegible]graf Wilhelm von Jülich anerkannte.[1]) In der Stadt bestan[illegible] ein Hochgericht, welches von einem Vogt und 7 Schöffen b[illegible]sessen wurde; zum ‚hohen gedinge‘ oder ‚herngedinge‘ (der[illegible] Jahrgeding, wo die Stadtschöffen das Recht wiesen) musste[illegible] ausser genannten Gerichtsbeamten ‚der stadt burgerschaft‘ un[illegible] ‚die inwoner der dorfer Iverscheim, Noeten und Eschweile[illegible] erscheinen.[2])

Wir besitzen schon eine „Geschichte der Stadt Münste[illegible]eifel“ aus dem Jahre 1854 von Katzfey; dort ist aber nur ei[illegible] Bruchteil des vorhandenen historischen Materials benutzt; e[illegible] galt also zunächst zu sammeln, was noch vorhanden. In obe[illegible] genanntem Werke gibt uns der H. Verf. den 1. Band eine[illegible] Urkundenbuchs für Geschichte der Stadt und Umgegend, en[illegible]haltend die hierhingehörigen Urkunden des städtischen Archiv[illegible] zu Münstereifel; folgen sollen die Urkunden der andern Archive[illegible] Durch diese Ordnung des Materials bei der Edition nach de[illegible] einzelnen Archiven geht zwar die Uebersichtlichkeit des Gan[illegible]zen verloren; doch lässt sich dem Uebelstande durch gut[illegible] Inhaltsangaben abhelfen. Der vorliegende Band enthält zwe[illegible] Abteilungen; die erste bringt Original-Urkunden (45 Nummern[illegible] welche, obgleich durchgehends jüngern Datums, z. T. ei[illegible] weiteres Interesse beanspruchen und eine willkommene E[illegible]gänzung der noch spärlich bekannten Weistümer jener Gegen[illegible] bilden. Was z. B. die Organisation der Gerichte betrifft, s[illegible] finden wir 1430 in der Herrlichkeit Antweiler, deren Erbvog[illegible] ein Junker von Metternich ist, ein Gericht von einem Vog[illegible] und 6 geschwornen Hofleuten (Urkunde Nr. 3; vgl. Nr. 1[illegible] 1784 wird zu Antweiler ein „Hobsgericht“ genannt, bei welchen[illegible] der damalige Amtsverwalter den Vorsitz führt (S. 232). Fer[illegible]ner werden genannt 1455, 71 und 80: Schultheiss und 6 Schöf[illegible]fen des Gerichts zu Roitzheim (Nr. 5; 10; 12); 1552: Schult[illegible]

[1]) Vgl. für das Vorhergeh. Lac. Arch. I 36; III 300 ff.; IV 69 und 382 f.; R. Maurenbrecher, die Rheinpreuss. Landrechte I S. 120 ff.

[2]) Grimm D. Weist. VI 660 (etwa 16. Jahrh.); Lac. Arch. VII 87 (16. Jahrh.).

eiss und 6 Schöffen des Gerichts von Bergheim (Nr. 20); 1586: chultheiss (und Mitschöffe) nebst sämtlichen 5 Schöffen des erichts Effelsberg (Nr. 28); 1600: Schultheiss und sämtliche Schöffen zu Castenholz (Nr. 30), wo 1513 ein „herngedink“ rwähnt wird (S. 157). 1620 wird der Vogt des Gerichts zu Iolzheim und sämtliche 7 Schöffen dieses Gerichts genannt, usserdem ein geschworner Schreiber (Nr. 36); 1630: der chultheiss und 7 Schöffen zu Flamersheim (Nr. 38). Zu Arloff ab es 2 gesonderte Gerichte: a) das Jülicher Gericht oder ie Jülicher Bank zu Arlof hatte einen Schultheissen und 7 chöffen (1538 und 1550; Nr. 18 und 19); b) das Gericht des rzbischofs von Köln: erwähnt werden der Schultheiss und ämtliche 7 Schöffen des kurfürstl. Köln. Gerichts in Arlof 1607 und 1538; Nr. 33 und 18). Auch in den zum Bezirk des Iünstereifler Stadtgerichts gehörigen Orten gibt es wieder igne Schöffenstühle: zu Noethen finden wir 5 bezw. 6 Schöffen ınd einen Schultheissen (1471 u. 1515; Nr. 9 und 15); einmal, m Jahre 1619, führt der Vogt des Gerichts zu Holzheim (vgl. Jrk. v. 1620, Nr. 36) den Vorsitz (Nr. 35); zu Iversheim praeidiert 1584 dem dortigen Schöffengericht der Vogt von Münstereifel (Nr. 27; vgl. Nr. 26).

Die den 2. Teil des Bandes füllenden Akten bringen in rster Linie Nachrichten zur Geschichte des städtischen Hositals. Zunächst teilt der H. Verf. das „Hospitalsbuch“ ausugsweise mit, dessen erste Anlage er zwischen 1590 und 95 nsetzt; es enthält Eintragungen über Erwerbungen und Einkünfte les Hospitals: teils Urkunden in Abschriften oder Auszügen, eils Notizen über die Anlage von Kapitalien. Besonders erwähnt sei die wichtige „Rolla“ (S. 128 ff.), ein Verzeichnis der ährlichen Renten und Gefälle des Hospitals in den verschielenen Ortschaften; sie ist undatiert, fällt aber um 1670 und st wahrscheinlich unter Hospitalsmeister Hubert Eschweiler verfasst (die dort gen. „Elßgen Axers, wittib Mohrs,“ wird underswo 1669 erwähnt (S. 124, Bl. 65); ein Philipp Esch wieder 1667 (S. 127). Es folgen „Hospitalsrechnungen“, nämlich eingehende Mitteilungen aus den jährlichen Rechnungsablagen ler Hospitalsmeister über Einnahme und Ausgabe; sie sind recht ausführlich und von reichem Inhalte. Den Schluss bilden „Hospitalsprotokolle“, d. h. Protokolle über die Sitzungen der Hospitalskommission von 1782—99.

Das mitgeteilte Material gibt ein anschauliches Bild der Entwicklung des Hospitals seit Mitte des 15. Jhrhs.; dass der Band reiches historisches Material nicht bloss für die Münster-eifler Gegend, sondern für die ganze Vordereifel bringt, ist schon angedeutet. Schliesslich sei noch ganz besonders her-vorgehoben, worauf der H. Verf. mit Recht aufmerksam macht, welch' reiches kulturgeschichtliches Material zumal in den „Hospitalsrechnungen" enthalten ist. Die gesellschaftlichen Zustände nicht bloss des Eifelstädtchens, auch die allgemeine Zeitgeschichte spiegelt sich hier wieder. „Arme, musizierende Studenten, nach Rom oder Santiago de Compostela pilgernde Wallfahrer, gelehrte Schulmeister ohne Anstellung, gewerbs-mässige Lob- und Betteldichter [z. B. einer, „so dero stat car-mina dedicirt"], vertriebene Katholiken aus England, kollek-tierende Mönche und Abgeordnete von abgebrannten Städten [z. B. Zons] — sie alle sprechen an der Pforte des Hospitals vor und erhalten Almosen."

Die Kriegsereignisse bringen Einquartierungen und Durchzüge, Verpflegung kranker Soldaten und Kriegskontri-butionen; letztere, in speziellen Posten nach Jahr und Tag gebucht, sind für die Kriegsgeschichte verwendbar, da meist der erpressende Truppenkörper genannt wird (vgl. z. B. S. 204 die Jahre 1644 u. 45 des 30jährigen Kriegs).

Ebenso interessant verspricht der 2. Band zu werden; er soll Auszüge aus den städtischen Ratsprotokollen bringen; möge er bald folgen! M—

Kleine Mitteilungen.

Zur Erklärung rheinischer Ortsnamen.

Die mit den Elementen „West" und „Wüst" zusammenge-setzten Ortsnamen liegen nunmehr für die Rheinlande vollständig gesammelt in der Bearbeitung des hw. Herrn Rektor *Joerres* von Der Stoff ist einladend genug, auch die rein formale Seite dieser Zusammensetzungen, ihre sprachliche Bildung, sowie die Ableitung der Bestimmungswörter „West" und „Wüst", in Betrachtung zu ziehen, um die Leser der Rheinischen Geschichtsblätter zu weiteren Sammlungen dieser Art anzuregen; denn die Orts- und Flur-

namen sind gleich interessant für die Geschichte wie für die Sprachforschung.

Die heutige hochdeutsche Schreibung unserer rhein. Ortsnamen ist vielfach unzuverlässig; das Volk hat mundartlich öfters richtigere Namensformen bewahrt; doch kann nur die Heranziehung der alten, urkundlich überlieferten Formen Gewissheit geben. Dies ist auch bei den vorliegenden Bildungen zu berücksichtigen. Unterscheidende Merkmale der Stämme wëst und wüst bilden die Vokale und deren Quantität (e bzw. ô, uo); ferner was auch für die Composition wichtig, das Geschlecht der zugehörigen Substantiva (wëst, wësten, m.; wuostî. f.).

1) „West.“ Zeigen sich die Formen Westen-, Wester-, Westert-, Western- durch Vergleich mit den überlieferten ältern Namensformen als ursprünglich, so bedeuten sie stets die westl. Himmelsrichtung. In solchen Compositis bilden den 1. Teil die Adverbia: *mhd.* wësten, wëster (ahd. wëstar), wëstert, wëstern = westwärts. Beisp. wëster-lant, Abendland; wëster-rîch, das Reich im Westen, Westland. Ebenso *mnd.* zu Adv. westen, wester, westert Zusammensetzungen wie westen-wint, wester-sê (die Nordsee). Auch die kürzeste Form wëst (mhd. in Zusammensetz.; mnd. adj. u. adv. = westlich; ndl. west, Subst. Adj. und Adv.) wird zur Composition gebraucht, wie west-ende, west-side, west-wind, = das westliche Ende u. s. w. Der Vokal ë in wëst ist stets kurz. So sind auch *Ortsbezeichnungen* zu erklären, wie West-heim, West-hofen; Wester-hof, Wester-wald, Wester-gawi, Wester-dorf; Westert-brücke; Westen-brücke, Westen-dorf; ferner Wester-Schelde u. s. w.

2) „Wüst.“ Zusammensetzungen mit diesem Stamm sind einerseits adjektivische Bildungen: so zu wüste (mhd. wüeste, ahd. wuosti, Adj.; mnd. wôste, asächs. wôsti, ndl. woest, Adj.) z. B. Wüste-feld (= wüstes Feld; Arnold, Deutsche Stämme S. 353), Wüste-rode (a. O. S. 450); (vgl. Composita wie mhd. boese-wiht, aus Adj. ahd. bôsi; mhd. mitte-tac (Mittag), ahd. mitti-tag, vom Adj. mitti); oder zur kürzesten Form: Wüst-berghausen, Wüst-burg (a. O. S. 476). Anderseits kommen auch uneigentliche Composita vor, z. B. Wüsten-loch, wo der 1. Teil Genit. Sing. des Subst. Wüste (mhd. wüeste od. wuoste, stf., ahd. wuostî) ist, also Loch (in) der Wüste(n). — Die Wurzel zu wüs-t, mhd. wües-te, ahd. wuos-ti, = ursprüngl. vâs-ta, erscheint noch im Latein. vas-tus, verwüstet, öde, und dessen Ableitungen (Fick, Wörterb. d. indogerm. Spr. 2. Aufl. III. 398 f.). Ferner ist hierhin zu ziehen lat. vâ-nus, leer, aus *vas-nus (die Verbindung sn wurde im Griech. wie Latein., im Anlaut wie Inlaut durch Schwund des s vereinfacht (Meyer, Vergl. Gram. des Gr. u. Lat. S. 401), während s vor t bewahrt blieb: ves-tis, Kleid; von der Wurzel ves bekleiden).

3) Die Form „waste“ mhd. Adj. und Subst. = Wüste ist das romanische vaste, Wüste (franz. vaste, Adj. weit, ausgedehnt; span. vasto), darf also nur dort zur Erklärung der Ortsnamen benutzt werden, wo diese Form in der Mundart nachgewiesen ist.

4) Ein anderer Stamm ist endlich „Wust“ (Schutt) = mhd. wuost, stm.: mnd. wôst, m.; davon wohl Wust-weiler.

Was die Etymologie von wëst betrifft, so gehören zu diesem Stamme: mhd. wës-t in Compos.; an. und ags. vest in Compos.
mhd. wës-ten, ahd. wës-tan, der Westen.
mhd. wës-ten, ahd. wës-tana, Adv. von Westen her,
(mhd auch im W.).
mhd. wës-ter, ahd. wës-tar, Adv. nach Westen.

Die gemeingermanischen Formen dieser Adv. sind:
* vis-ta, westwärts,
* vis-tana, von W. her, im W.
* vis-tra, westwärts. (Fick, Wörterb. VII 880).

Diese Bildungen sind nicht zu trennen von lat. vesper (Abend), griech. ἑσπέρα (Abend).

Zur indogerm. Wurzel vas (verweilen, ruhen) gehört:
sanskrit (altind.) vása-ti, er wohnt, weilt, übernachtet.
vasa-na, n. das Verweilen, der Aufenthalt.
vasa-ti, f. das Wohnen, Übernachten, die Wohnung.
griech. und lat. ἀ-Fεσ- (stets mit νύκτα, Nacht): Aor. ἄ-Fε-σα aus ἄ-Fεσ-σα, ich brachte zu (Meyer Vergl. Gram. S. 805). ves-per, Fεσ-περα sind demnach gebildet aus W. vas- + W. (griech.-lat.) par, per, por, (vgl. πορ-ε, er gab, verlieh; par-s, Anteil, par-âre, verschaffen); ves-pero- also = ruhebringend; Subst. dazu = der Abend. Meyer vergleicht ferner lat. vel-la (aus ves-la), vil-la, Landgut. Ves-ta (Göttin des Hauses und Heerdes), griech. Fισ-τίη (aus Fεσ-τιη), attisch ἑσ-τία, Heerd, Wohnsitz; auch wohl εὐνή (aus Fεσ-νή?) Lagerstätte, Bett. Gotisch gehört zu dieser Wurzel vis-an, bleiben, sein, — Perf. vas (er blieb) = nhd. er ‚war‘. (Meyer a. O. S. 805). Wes-ten also = das Verweilen, Ruhen (der Sonne zu Nacht). Vgl. dazu der „Os-ten“ (ahd. ôs-tan; ôs-tana, von Osten her), eigtl. das Aufleuchten (der Sonne); zur W. aus- aufleuchten, hell werden. Vgl. ἠF-ώς (bei Homer), Morgenröte; scrt. ush-ás, Morgenröte; lat. aur-ôra (aus aus-ôsa) Morgenröte (Meyer a. O. S. 778). M—

Berichtigung zu Nr. 4.

S. 132 Z. 15 lies: unter Stessen.

Redaktion: für d. archaeolog. Teil (Kunst u. Altert.): C. Koenen Bonn; für das Uebrige: A. Minjon, Neuss. a. Rh. Verlag v. P. Hanstein in Bonn.